

(Nachdruck verboten.)

7

Das Blut.

Roman von J. J. David.
VI.

Am schweigenden Weiher hatte die Bekanntschaft zweier armer und liebevoller Kinder angehoben, an einem heißen Junitage, und nichts verkündete in ihrem Anbeginn, mit welcher Leidenschaftlichkeit sich Gabi demaleinst, wenn auch nur für kürzeste Frist, an das Angedenken des Gespielen klammern sollte. In ihrer hohlen Weide sah sie und starrte in das Bluthen des schwülen Hochsonnertags: in das Flimmern, Flirren und Glitzern, das vom ungerügten Gewässer rückstrahlte und die Welt durchflamte und erfüllte. Da brach ein Schatten in all das Licht; denn ganz unversehens taunten große, schwarze, wimperlose, ein wenig entzündete Augen zur Einsamen herüber. Und in eine Stille, die so tief war, als schliesse der Tag selbst und die ganze Natur verhielte den Athem, ihn nicht zu wecken, klang ihr jähzornig ängstliches: „Geh' weg, hörst? Ich brauch' Dich nicht!“ hinein. „Ich dachte nur!“ kam's zurück, und das abgemessene Hochdeutsch dieser Worte war das erste, was ihr neben seiner Häßlichkeit an ihm auffiel. Sie aber ballte die Fäustchen: „Hast nichts zu denken, hörst? Geh' weg. Ich mag Dich nicht, aber schon gar nicht. Bist mir zu garstig.“ Der Bube zuckte zusammen, als habe ihn ein unversehener Peitschenschlag getroffen; aber er wagte keine Widerrede, und in unterwürfigster Demuth entfernte sich Eduard Böhm.

Des nächsten Tages erschien er wieder. Zum andern Male vertrieb ihn ihr Gebot, und so hielten sie es fortab eine Zeit. Bis Gabi fast neugierig wurde, was der wunderliche Geselle eigentlich von ihr begehrte, und ihn nur noch anherrschte, um zu sehen, ob er ihr noch gehorche: denn sie gebot desto lieber, je minder ihr eigenes Wollen im Hause selbst etwas vermochte. Hier galt es immer. Sie duldete ihn also manchmal von ferne; dann hielt er sich stille, und sie benahm sich, als wäre niemand zugegen, spielte mit ihrem Püppchen, nur vielleicht etwas zierlicher als sonst, oder knusperte an den Bischen, die ihr, der am Tische der Eltern jeder Bissen widerstand, die Susanne zugesteckt. Dann schielte er verlangend nach ihr hinüber und blieb dennoch stumm. Bis einmal ihre Gutmütigkeit es ihrem Wunsche abgavann, sich bitten zu lassen. Sie schlich hinter ihn, der gerade auf die Wasser hinaus starrte: „Da hast. H!"

Er langte rasch danach: „Ich danke auch schön.“

Sie kehrte sich behend ihrem Unterschluß zu: „Giebt's nichts zu danken. Das hab' ich, wie viel ich will.“

„Du hast es aber gut!“ rief er bewundernd.

„Meinst?“ Ein ganz unfidlicher Hohn, ein entfesselter Zorn brach aus dem einen Worte. „Meinst? Dummtopf! Marsch, der Leich gehört mein.“

Aber, mochten sie immer im Bösen geschieden sein, ohne daß der Knabe nur ahnte, was Gabi erzürnt, das Eis war nun einmal gebrochen. Danach fielen Regentage ein, die jegliches aus Haus banden; aber ein jedes erlebte auch den warmen Sonnenstrahl. Und als der endlich über die Erde glitt, da lebte ein Glücksgefühl in Gabi. Zum ersten Male erwiderte sie seinen Gruß und beide verhielten sich still, wie sie's gewohnt. Bis ihn Gabi einmal ganz unvermittelt aus ihren Träumen heraus anrief: „Du, was hast gedacht?“ Er besann sich erst: „Wann, jetzt?“ — „Narr, damals, wie Du zuerst hergenommen bist!“

Da lächelte der Junge ganz leise: „Ich dachte nur, weil wir beide so einsam sind, denn ich hatte Dich oft allein gesehen, so könnten wir vielleicht Freunde werden.“

„Warum bist Du's? Ein Bub! Ich wollt', ich wär' einer. Geh' Dich raufen und laß mich in Ruh'.“

Er wiegte sachte den unshönen Kopf. Dann streifte er bedächtig den viel zu kurzen Ärmel seines Rockes, das schlechte Hemd auf. Ein magerer, überschwacher Arm kam zum Vorschein. Sie kehrte sich in einem Schauder: „Dann...“

„Und das ist noch nicht Alles,“ sprach er, achlos für ihren Zwischenruf. „Aber wenn sich die vom Dorfe prügeln mit den Böhmen, dann kommen sie: Halt' mit Böhm. Ich habe mitgehalten; danach haben die Anderen auf mich

gepaßt und haben mich durchgehauen, weil ich nicht mit ihnen gegangen bin, und kein Mensch hat mir geholfen. Und überhaupt: Jeder prügelt mich, wer gerade Lust hat, und verlangt dann noch, ich soll für ihn Partei nehmen. Das kann ich nicht, und so geh' ich lieber dorthin, wo ich keinen treffe. So bekomme ich wenigstens nur von den Deutschen Schläge, und ich gehöre doch zu denen, wenn sie mich auch beneiden, weil ich schöner spreche und nicht so häuerisch wie sie. Denn sie haben's nur von ihren Eltern gelernt, ich aber vom Herrn Lehrer in der Schule, und ich gebe gut acht, daß ich genau so spreche wie er und die gebildeten Leute.“

„Hast keine Eltern, Böhm?“

„Ich denke kaum mehr, daß ich sie hatte.“

Ein stärkstes Mitleiden regte sich in ihr. Sie machte sich schmal: „Küß zu, Böhm.“ Er that's, und nun, die Höhlung bot beiden Raum, sahen sie lange ernsthaft und sinnend beisammen.

Damals wurden sie Freunde, und sommerlang wuchs dieses Gefühl, bis Gabi einmal von ihrem Teller weg einen guten Bissen für ihn aufsparte.

Den trug sie ihm zu: „Das war für mich, das hab' ich nicht von der Susann.“ Er aber war froh damit, denn er erkannte den tieferen Sinn dieser Spende. Sie sahen sich auch im Winter, dann strich er ums hintere Thor, und die Gefährtin kannte die Zeit, in der er ihrer zu harren gewohnt war, und verhehlte sie niemals. War's auch nur, daß sie einander die Hände drücken konnten, denn ob sie gleich wußte, daß ihre Gaben ihm sehr willkommen wären, und sie dachte, er nehm' es vielleicht nicht so genau — sie mochte ihm doch nichts mehr geben, was heimlich der Speisekammer enttragen wurde, nichts, das sie nicht einen Verzicht und ein eigenes kleines Opfer kostete.

Es wurde wieder Sommer. Dester und für länger wie ungestörter konnten die Beiden einander sehen. Nun wäre es dem Mädchen längst nicht mehr zu Sinn gekommen, daß Eduard Böhm ihr fremd und nicht zu ihr gehörig sei. Vielmehr, sie harrete seiner schon mit Ungeduld; dann hockten sie zusammen und mit ewig heiserer wie klagernder Stimme berichtete er der Genossin von seinem Leben, entrollte düstere und leidenvolle Bilder, die nur desto trauriger waren, weil er gar nicht zu empfinden schien, wie übel ihm das Schicksal mitgespielt, weil er alles mit stumpfer Ergebung hinnahm. Denn er konnte darum leichter ausharren und ertragen, weil ihm schon in jungen Jahren bewußt war, die Leiden der Gegenwart seien ein Uebergang zu einem Ziele, das ihm damals schon klar und wohlervogen vor der Seele stand, während sich Gabi nicht Ende, nicht Ausweg aus ihren Bedrängnissen wußte. Er war willensmächtig und heldentend; er schwärmte nicht, und was er fürchtete, das waren nicht Schatten, die aus dunklen Tiefen der eigenen Seele aufstauhen, das hatte leibhaftiges Leben und Verstand das mit Püffen und mit Schelten ihm eindringlichst fühlbar zu machen. Und an nichts davon hat es ihm jemals gefehlt; er war orksfremd und verwaist, und trug ihn die Erinnerung in vergangene Tage, dann sah er auch darin nichts Holdes. Eine tolle Laue des Zufalls hatte ihn hierher vertragen, dem in der fernen Großstadt die Mutter für nun und alle Tage schwieg. Da sie heimgegangen, hatte der Arm des Gesekes nach ihrem Kinde gegriffen. Von einem großen, wüsten Hause erzählte er dann, dessen Insassen die freie Lust nur selten, nur zu bestimmten Zeiten, nur strenge überwacht auf einem öden Hofraum athmen durften, auf den auch nicht der Schatten eines grünen Blattes fiel. Dort hatte er Monate verbracht, denn niemand wollte sich seiner erbarmen. Ihm waren Strolche und Diebe Genossen gewesen; mit ihnen auf hartem Holzlager schlief er, theilte ihre Mahzeiten, vernahm ihre Reden, athmete den Dunstkreis des Elends und des Verbrechens. Derweilen aber suchte und forschte man, wo er wohl zu Hause sei, bis man aussand, in einem weltfernen Dorfe Währens sei sein Großvater vor Jahren ansässig, begitert und heimathberechtigt gewesen. Dorthin sendete man den Knaben, einen üblen Gast, der niemandem gelegen kam und gegen den man sich wohl verwahrt hätte, wäre die Lage der Dinge nicht zu klar gewesen, den man mindestens entgelten ließ, was er nicht verschuldet und was ihn selber zu allerhärtest betraf.

Die Schütte Stroh fürs Lager, den Bissen Brot, daß er nicht verhungere, weigerte man ihm nicht. Ihm mehr zu geben, ihn auch nur das unergällt genießen zu lassen, das wäre jedem ein Unrecht erschienen. Er mußte wissen, daß er das Gnadenbrot des Dorfes genieße, mußte erkennen, wie sehr er jedem verschuldet sei, wie wenig als ihresgleichen sie ihn betrachteten. Oder war er bei seiner Schwachheit auch nur zu den geringsten Diensten nütze? Er war ein Fremder gekommen, niemand wünschte, daß er bleibe, und täglich sang man ihm das Lied, wie froh man sein werde, wüßte man ihn erst wieder draußen. Und die Kinder thaten's den Alten nach; ging Eduard Böhm aus der Schule, dann umschwärmte ihn die Jugend, Krähen, die eine kleine Gule aufgespiert haben, der er mit seinen kurzfristig blinzelnden Augen, dem schwarzen Haarschopf in der Stirne, dem schüchternen und feindseligen Gesichte auch schier gleich. Nur daß ihm die Wehrhaftigkeit des Rauzes gebrach, nur daß ihn Feindseligkeiten nicht mehr erregten.

Eduard Böhm wußte, ihm konnte niemand helfen, nicht einmal Herr Glogar, der seinen Verstand und den Eifer, mit dem er lernte, wohl schätzte, der nach seiner eigenen Dürftigkeit manches für ihn that und ihm dennoch nicht mochte. Denn etwas Schärferes, wie Aekendes lag in allem, was er that; er war mißtrauisch, selbst wo er empfing, als fürchte er, irgend wem Anrechte an sich und seine Dankbarkeit zu geben — so recht nach Anlage und Erziehung einer von jenen, die zu den Höhen des Lebens ansteigen, wenn sie nicht ein achtkloser Fußtritt trifft, während sie noch im Staube kriechen. Aber sich oder Anderen wohl zu thun, die kostbarste Kunst verstehen und erlernen die freilich nie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Aeltere.

Von Georges de Lhs.

Dort unten, in der nebligen, von Sümpfen mit schlammigen Afern durchschnittenen Haide vereinen sich die dünnen Schatten der Wälder mit den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne. In unabsehbarer Ferne zeichnen sich die sammetgelben Weidepläze aus, in deren Einförmigkeit der Ginster mit den goldenen Trauben, das zitternde Haidkraut und die Farrenkräuter mit ihren säherartigen Blättern einige Abwechslung bringen. Durch den reinen Abendhimmel wehen mildere Düste, und das Zwitschern der Vögel verstummt in der Ruhe der Natur, die, ihrer Arbeit und ihres Schaffens müde, langsam einschließt.

Petrus, der Ochsenknecht des Meisters Perdrizet, des reichen Pächters des Gutes Katalidre, dessen Gebiet das ganze rechte Ufer der Wehle umschließt, — das Gebiet auf der anderen Seite garnicht gerechnet — trieb zwei kräftige Ochsen von der Arbeit nach Hause. Er schritt ihnen in jenem wiegenden Gange voraus, den der lehmige Boden des Erdreiches seinen Bauern verleiht, und wandelte auf dem von Wagen Spuren durchfurchten und von Schmutzpfügen durchschnittenen Wege dahin.

Sein junger, von einem spärlichen Warte umrahmter Kopf, dessen Haare in farblosem Blond schimmerten, wiegte sich schläfrig auf kräftigen Schultern. Schlöttrig hingen die Arme am Körper hernieder und begleiteten in langsamen Bewegungen den Rhythmus seines schwerfälligen Ganges. Dennoch schimmerten die blaugrauen Augen zuweilen blau und verliehen dieser einförmigen Physiognomie auf Augenblicke einen ganz andern Charakter.

Die Thiere folgten dem Manne und senkten ihre zusammengeklappten Stirnen, um hier und da einen Grassalm zu fressen, den sie langsam und ruhig wiederläuten. Als sie sich der Furth näherten, begannen sie vor dem Wasser zu schnüffeln. Petrus hielt sie mit einem Zungenschnalzen auf und legte seinen Dreifstachel zwischen ihre Hörner gegen das Joch.

Am Ende des Weges zeichnete sich in der Heide eine Lichtung ab, die auf einen großen Hof hinausführte, um die sich die Gebäude einer Meierei herumzogen, die die Wälder des Bauern auf sich lenkten. Unbeweglich blieb er stehen, und ein schwermüthiger Schatten huschte über sein Gesicht; endlich entriß er sich dieser Betrachtung und stampfte in stummer Wuth gegen sich selbst mit seinem Holzschuh auf den Erdboden.

Er trieb mit dem Stachel die Ochsen an, die in das Bett der Wehle eindringen, während er selbst den Steg überschritt, der mit der Furth parallel lief. Bald erreichte er den Pacht Hof Katalidre.

Die Thiere stießen ein fröhliches Gebrüll aus, das ihre Küstern, aus denen ein heißer Dampf aufstieg, erzittern ließ. Vor dem Stalle blieben sie stehen, und hielten geduldig ihre Stirn hin, die sie schüttelten, als der Bauer sie von dem Joch befreit hatte.

Nachdem Petrus seine Thiere an die mit reichlichem Futter versehene Krippe gebunden hatte, betrat er die große Stube mit dem gebohnten Fußboden und setzte sich mit müder Bewegung vor eine große Schüssel mit Gemüse, die ihm die Magd des Pacht-

hofes, die Cathaut, vorsehte, deren freundschaftlichen Rippenstoß er nicht einmal zu fühlen schien. Er aß langsam, mit jenem geräuschvollen und taktmäßigen Rhythmus der Kimbäden, den der Bauer sich durch seinen Verkehr mit den Thieren angewöhnt, die langsam und geduldig kauen, ebenso wie sie schwerfällig und abgemessen daherschreiten, wenn sie den Pflug durch die fetten Furchen ziehen.

Als das Mahl beendet war, erhob sich Petrus, die beiden Käufte schwer auf den Tisch legend, sagte lüthlich an den Rand seines Hutes, um zu grüßen, und verlieh den Pacht Hof, gleichgiltig gegen den einladenden Wink der Magd, die ihn von neuem beim Vorübergehen in die Seiten stieß.

Er entfernte sich mit schleppendem Schritte nach einem Kleinen, mit blühendem Hagedorn und wilden Rosen bewachsenen Fußpfad. Hinter ihm sinkt die Dämmerung hernieder, während ihm gegenüber der Horizont im Golde der verschwundenen Sonne flammt, dann zum Zenith hinaufsteigt, um schließlich in einem malvenfarbigen Firmament zu versinken, an dem der erste Stern sein blasses Lächeln entzündet. In der Ferne wird die Todtenstille von dem Qualen der Frösche unterbrochen; nur die Schritte des Bauern lassen sich auf dem Fußpfad vernehmen, während erschreckte Vögel mit lautem Flügelrauschen von den Sträuchern aufplattern.

Gleichgiltig die Augen auf den Boden heftend, wandert Petrus dahin.

Indessen hebt sich seine Brust bald wie die eines Soldaten, dem man den schweren Tornister abgenommen, der ihn zu Boden drückt; sein Gang wird schneller, sein Gesicht hellt sich auf und die Falten, die sein Gesicht verdüstern, glätten sich, während ein Lächeln um seinen Mund spielt. Sein Blick befestigt sich auf den leichten, blauen Rauch, der seine flatternden Spiralen in der Luft bewahrt, die kein Hauch trübt. Bald zeichnet sich ein mit Stroh gedecktes Häuschen am Wege ab. Vor der Thür, auf den mit Moos bewachsenen, wadligen Stufen sitzt ein Kind mit rosigem Wangen. Es erhebt sich und läuft, mit einem lustigen Lachen auf den Lippen, Petrus entgegen. Mit seinen kleinen, bereits muskulösen Armen umschlingt es seine Beine. Der Bauer legt zärtlich die Hand auf das wirre Haar des Kindes, dann hebt er es in einer Anwandlung von Zärtlichkeit zu seinem Munde empor und drückt zwei derbe, schallende Küsse auf die schmutzigen Wangen.

„Mein kleiner Junge!“

Er setzt ihn zur Erde, beugt seine hohe Gestalt, um die kleine Hand des Kindes in seinen knöchigen Fingern halten zu können und tritt mit ihm in das Innere der Wohnung...

Petrus Dravais war der Sprößling einer Familie von Aderbürgern, die bescheiden auf ihrem Gute lebten. Die Bauernfamilie hatte das Ackerland seit zwei Jahrhunderten inne; die Erde war von dem Schweiß der Vorfahren befruchtet worden, und jeder älteste Sohn war dem Vater gefolgt, ohne daß das Gut zerstückelt zu werden brauchte. Auch seit der Abschaffung des Erstgeburtsrechtes war es unverehrt erhalten; denn jede Generation hatte nur ein Kind gehabt. Indessen war Petrus mit einem Bruder Alcide als Waise zurückgeblieben, den man in der Familie nur den „Kleinen“ nannte. Alcide war ein verzärteltes, für das rauhe Leben des Bauern ungeeignetes Geschöpf; er war unter mancherlei Entbehungen in der Stadt als Herr erzogen worden und wurde Advolatur-Schreiber in Lyon.

Bald quälte Alcide seinen Bruder mit beständigen Bitten um Geld. Der Aeltere erfüllte sie trotz seiner geringen Einnahmen; er kanzelte dabei aber stets seinen jüngeren Bruder ab, dessen Gehalt von 150 Franks ihm als wahrer Reichthum erschien. Eines Tages begab er sich sogar nach Lyon, um ihm eine tüchtige Strafrede zu halten, und sein Joch wuchs, als er fand, daß Alcide sich in eine kostspielige Liebelei eingelassen hatte. Eine heftige Szene fand statt, und im Verlaufe derselben kam es zu einem Bruch zwischen den beiden Brüdern.

Ein neuer Kummer erwartete Petrus; ein Gerichtsvollzieher stellte ihm eine Vorladung wegen Aufstellung seiner Vormundschaftsrechnung zu. Alcide war majorem. Der Notar, den er befragte, hielt ihm die Tage des Gesetzes unter die Augen; er mußte nachgeben.

Petrus konnte jedoch die Zerstückelung des väterlichen Gutes nicht ertragen. Er machte Schulden, um dem „Jüngeren“ seinen Theil auszusahlen und er hoffte, durch seine Energie und seinen Muth die Scharte wieder auszuwehen.

Er lebte mehr als bescheiden und überarbeitete sich. Da rief ihn eine beunruhigende Depesche von neuem nach Lyon. Zitternd betrat er das Haus des verstohlenen Bruders und fand darin nur eine Frau, die in Kindesnöthen im Sterben lag. Alcide war auf der Flucht; er hatte sich bei seinem Chef der Fälschung und Unterschlagung schuldig gemacht, und der Sohn des auf der Flucht befindlichen Vaters wurde schon bei der Geburt eine Waise.

Vor diesem Kleinen, vor der doppelten Schande seines Geschlechts, mußte Petrus vergessen, daß er liebte und geliebt wurde. Ja, die lustige Rosette, die Tochter des Pächters Marty, für die er arbeitete, um seine Besingung wieder schuldenfrei zu machen, würde nie den Samenschein unter sein Dach bringen! Eine allmächtige Pflicht versperrte seinem Glücke den Weg, und er fügte sich. Er gab dem Reuegeborenen seinen Namen und setzte es bei dem Advolaten durch, daß der unwürdige jüngere Bruder nicht verfolgt wurde. Zu diesem Zwecke mußte er aber sein Gut verkaufen. Die Liquidation

ließ ihm nur die Strohhütte und den daran anstoßenden Garten. Außerdem mußte er noch die Amme für den Kleinen bezahlen. Deshalb vermietete sich Petrus als Knecht bei dem Meister Perdrizet, dem Besitzer des nächsten Pachthofes.

Obwohl er Rosette seit diesen Ereignissen ausgewichen war, hatte er doch das Verhältnis nicht gelöst. Er zählte auf den eigennütigen Charakter des Vaters Marty, der das Verlöbniß von selbst lösen würde. Doch wenn Rose's Vater auch von dem Verkauf von Bravais' Besingung erschüttert war, so hatte er sich doch bald anders besonnen. Mein konnte er seine Güter nicht bewirtschaften; hatte er dagegen Petrus als Schwiegersohn bei sich, so wartete er einen Knecht. Außerdem brauchte er Rosette keine Mitgift auszugeben, da diese als einzige Tochter ja doch das ganze Vermögen ihres Vaters erben würde. Petrus hätte also für seine eigenen Interessen gearbeitet, ohne die Thaler des alten Pächters anzugreifen. Dieser würde, so lange er lebte, nur noch reicher werden, und seine Tochter konnte bei der Erbschaft nur gewinnen.

Petrus sah, in tiefes Nachdenken versunken, in seinem Zimmer, als sich die Thür nach einem heftigen Klopfen öffnete, und in derselben das pfiffige Gesicht des Vater Marty ersah.

„Na, mein Junge, Du hast Dir also Entbehrungen auferlegt, Deinem Bruder zu Liebe, wie man mir gesagt hat? Das ist sehr schön, aber man hat nicht daran gedacht, daß man Verpflichtungen hat. . . . Haha, Du bildest Dir vielleicht ein, meine Tochter wäre für einen Habenichtsa da . . . na, habe nur keine Furcht, Du Dummkopf.“ fügte er hinzu, als er den jungen Mann blaß werden sah; „Du sollst sie trotzdem haben.“

Petrus zuckte zusammen; der Alte hielt den Finger an die Nase und fuhr fort:

„Aber Dir, mein Junge, gebe ich keine Mitgift; Du wirst zu uns kommen und es dort wie ein Sohn haben. Ihr werdet mein ganzes Vermögen bekommen, wohlverstanden nach meinem Tode. Für den Augenblick wirst Du Deine Parade verkaufen; damit kannst Du die Hochzeitkosten bestreiten.“

„Das Haus meines Vaters verkaufen? — niemals!“ Der alte Bauer sah ihn an, tratze sich die Nase und sagte dann nach kurzem Zögern:

„Na gut, behalte Deine Hütte; dieses Gefühl ehrt Dich; doch Du wirst zu uns kommen!“

Petrus dachte an Rosal, den Sohn seines Bruders, der in den Augen des Gefehes als sein Kind galt und erklärte:

„Ich kann nicht!“ „Was? was ist das? . . . Ah, ich sehe, wohin Du hinaus willst, mein Bürschchen. Du möchtest eine Mitgift haben, um das verkaufte Stück Land wieder zurück zu kaufen? Auch das soll geschehen, ich werde es erwerben, das soll Rose's Mitgift sein; aber es wird mit meinem Besitzthum vereinigt werden, und wir werden das Ganze bebauen. Das ist Dir doch recht?“ schloß er mit pfiffiger Miene.

„Ich hoffte, Ihnen die Wahrheit verbergen zu können, Vater Marty,“ murmelte Petrus mühsam, „doch ich kann Ihre Tochter nicht heirathen; ich habe ein Kind, das ich bei der Amme erziehen lasse!“

„Ja, wenn ein Kind da ist,“ versetzte der Pächter, „so kann es an meinem Vermögen natürlich keinen Antheil haben. Für solches Ankauf habe ich nicht gearbeitet; um so schlimmer, es thut mir leid um Dich! Na, dann werde ich Rose mit Allan verheirathen, Du weißt doch, der Meiereibesitzer, Dein Nachbar, der bei mir um sie angehalten hat. Ich hätte Dir den Vorzug gegeben, weil Du ein guter Arbeiter bist, aber ein Kind — danke schön! Guten Abend!“

Rose liebte Petrus, doch als sie erfuhr, ihr Verlobter wäre Vater geworden, während er ihr den Hof machte, ergriff sie ein heftiger Zorn und eine tiefe Verachtung gegen Petrus; und aus Aerger heirathete sie Claude Allan.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Vom Mahdi-Grab. Ein aus Khartum nach Kairo zurückgelehrter Reisender, der mit den Siegern in Khartum eingezogen ist, giebt eine Schilderung von dem Zustande des Mahdi-Grabes, wie er es am Tage der Einnahme gesehen hat. Der Bericht lautet: „Da lag das Grab des Mahdi — rings umher breite Blutlachen. Am Abende hatte ich viele todte Derwische dort gesehen. In ihrem festen Glauben an Mohammed Ahmed, den Mahdi, hatten sie sich dort zusammengescharrt, um sicher zu sein, und gerade deshalb hatten sie unter unserm Feuer den Tod gefunden. Ueber 150 lagen betend vor dem Grabe, als eine 50 pfündige Lyddit-Granate mitten unter ihnen platzte. Nur achtzehn blieben an Leben, doch waren sie schrecklich zugerichtet. Das Grab war aus Steinen und gutgebrannten Ziegeln errichtet, schön mit Stuck innen und außen geschmückt. Die Grundmauern waren an sechs Fuß dick, aus deren Mitte sich der Kuppelbau erhob. Große Löcher waren in die Wände gerissen und der niederfallende Mörtel hatte das Gitter aus Bronze und Glas zerstört, welches das Grab umgab. Darunter lag Mohammed Ahmed.“

Schon früh am Tage hatten gewaltthätige Hände die Fenster entfernt, der Sarg war seiner rothschwarzen Decke beraubt, das Schnitzwerk zertrümmert oder von Curiositäten-Sammlern weggebracht, die gelben Sprüche an der Wand, dem Koran und dem Gebetbuche des Mahdi entnommen, waren vernichtet worden. Schon war die Mahdi-Legende zerstört, als man den Leichnam aus dem Grabe hob. Er war roh einbalsamirt worden, die Nage aber noch erkennbar. Das Volk, welches ihn sah, war äußerst betroffen. Sie hatten geglaubt, das Mausoleum sei nur ein Marmorstein der Stätte, von der aus der Mahdi in Fleisch und Blut zum Himmel emporgefahren sei, um von da mit göttlichen Rathschlägen wiederzukommen. Der Kopf und andere Körpertheile wurden — angeblich für Aerzte — aufbewahrt, der Rumpf in den Nil geworfen. Später zerstörte eine Pulverexplosion das Denkmal ganz, und die Trümmer wurden beiseitigt. Der Platz ist der Erde gleichgemacht.“ —

— Die russisch-schwedische Gradmessungs-Expedition wird infolge einer Unregung ihrer russischen Mitglieder eine größere Fülle von Arbeiten erledigen, als anfänglich geplant war. Die Expedition wird nämlich außer ihrer eigentlichen Aufgabe auch eine Reihe von physikalischen Forschungen, die mit derselben nicht in unmittelbarem Zusammenhang stehen, unternehmen. Auf diese Weise wird die Expedition der Wissenschaft selbstverständlich noch werthvollere Dienste leisten können, als von ihr erwartet wurde. Eine natürliche Folge ist es aber, daß auch die Kosten der Expedition das ursprünglich festgesetzte Maß übersteigen werden. Die schwedische Regierung hatte für diesen Zweck 100 000 Kronen angewiesen. Nunmehr hat sich jedoch das schwedische Komitee der Expedition an die Regierung mit dem Ersuchen gewendet, diese Subvention um 65 000 Kronen zu erhöhen, welchem berechtigten Verlangen die Regierung wohl Rechnung tragen dürfte. Seitens der russischen Regierung wird die Expedition mit einem größeren Betrag unterstützt und außerdem stellt sie für die Zwecke derselben zwei Schiffe von je 1000 Tonnen zur Verfügung. Ferner sind für die russischen Teilnehmer der Expedition in Helsingfors fünf größere und kleinere zerlegbare Holzgebäude bestellt worden, die sobald offenes Wasser eintritt, von zwei russischen Kriegsschiffen abgeholt werden sollen, um nach Spitzbergen gebracht zu werden; es sind dies zwei Gebäude für die wissenschaftlichen Teilnehmer der Expedition und für die Mannschaften, zwei Delonomiegebäude und ein Beobachtungsgebäude. —

Erziehung und Unterricht.

e. Ueber die Volksbibliotheken in England veröffentlicht Camille Bloch in der „Revue bleue“ einen interessanten Bericht. Nächst den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist Großbritannien das Land, dessen Volksbibliotheken am besten organisiert sind und den günstigsten Einfluß auf die allgemeine Bildung ausüben. Das erklärt sich daraus, daß diese Institution nur dem Willen des Volkes seine Entstehung verdankt und nicht einem administrativen Befehl. Vor der Eröffnung einer solchen Bibliothek finden oft die erbittertsten Kämpfe statt; es wird eifrig für und gegen agitiert. Aber der Widerstand gegen die Errichtung von Bibliotheken wird von Jahr zu Jahr schwächer, und Glasgow ist wohl die einzige größere Stadt, die in dieser Beziehung noch nicht nachgegeben hat. Die Volksbibliotheken werden ganz besonders von Bismore Edwards, einem Mitglied des Parlaments, unterstützt. Die Zahl der Bibliotheken wächst ständig. 1866 gab es 27, 1868 52, 1877 89, 1885 251 und 1897 in England 265, in Schottland 32 und in Irland 17 Volksbibliotheken. Allerdings wird in den englischen Bibliotheken für den Komfort der Besucher so gesorgt wie sonst nirgends. Die Säle sind groß, hell und luftig. In St. George ist der Hauptsaal 64 x 31 Meter groß, der Lesesaal 100 Meter lang. Viele Bibliotheken haben besondere Räume für Damen (ladies' room) und wieder andere für Kinder (boys' room). In einigen Bibliotheken werden bestimmte Zimmer für die rejerbirt, die sich ernstlichen wissenschaftlichen Studien widmen; das ist das student's room. Die Arbeitsstunden sind von 9 Uhr früh bis 10 Uhr Abends festgesetzt, so daß alle Leser irgend eine Stunde finden können, in der sie dort arbeiten können. Häufig kommt es auch vor, daß Arme in den Bibliotheksräumen Schutz gegen Unwetter suchen; und niemand würde sich darüber wundern oder deshalb entzürstet sein. Jeder Person, die von einer ansteckenden Krankheit befallen wird, ist es verboten, ein Werk zu leihen. Die Aerzte sind verpflichtet, dem Bibliothekar von den ansteckenden Krankheiten, die sie behandeln, Mittheilung zu machen, dann werden die Bücher, die die betreffenden Personen geliehen hatten, gründlich desinfiziert, ehe sie weiter verliehen werden. Eine solche Fürsorge der Angestellten wird aber auch dadurch belohnt, daß das Publikum mit den entliehenen Büchern sehr vorsichtig umgeht. Diebstahl kommt nur in den seltensten Fällen vor. In Liverpool sind von 1 234 466 Büchern bisher nur 2 verschwunden. —

Gesundheitspflege.

ss. Von der Anwendung neuer Schmerzmittel in der Zahnheilkunde macht die „Wiener Medizinische Presse“ Mittheilung. Das Orthoform scheint sich besonders in seiner neuen Herstellung als „Orthoform neu“ bei allerhand Zahnoperationen ausgezeichnet zu bewähren. Bei Zahnextraktionen, bei Fisteln, Entzündungen und Eiterungen im Zahnfleisch veranlaßt das Orthoform nicht nur ein fast unmittelbar eintretendes Nachlassen der Schmerzen,

sondern begünstigt auch die Beschleunigung der Heilung in außerordentlichem Maße. Ein Berliner Zahnarzt theilte schon vor einem halben Jahre mit, daß er seit 6 Monaten bei allen diesen Gelegenheiten das Orthoform täglich mit außerordentlichem Erfolge verwannte. Ein Münchener Zahnarzt hat es mit denselben glänzenden Erfolgen erprobt, und zwar besonders gegen heftige Schmerzen in freiliegenden entzündeten Zahnhöhlen, zur Beseitigung des Nachschmerzes nach jedem Zahnziehen, bei Behandlung von Geschwüren, Verbrennungen und Verletzungen des Zahnfleisches, ferner zur Füllung von Wurzelkanälen in einer Mischung mit Asbest und auch beim Ausbohren der Zähne bei großer Empfindlichkeit des Patienten. Nach den dabei erzielten Erfolgen scheint das ungiftige, geruch- und geschmacklose Orthoform infolge seiner doppelten Wirkung zum Stillen von Schmerzen und als Antisepticum geradezu berufen zu sein, in der Zahnheilkunde künftig die größte Rolle zu spielen. Derselbe Münchener Arzt wandte außerdem ein anderes neues Mittel zur Schmerzstillung an, das Nirvanin, das vor dem Ausziehen eines Zahnes in die Innen- und Außenseite des Zahnfleisches eingespritzt wurde. Nach Verlauf von 3—5 Minuten konnte der Zahn schmerzlos entfernt werden. Der Münchener Zahnarzt hat schon in einer Sitzung 22 Zähne unter Benutzung des Nirvanin gezogen und im Ganzen schon 164 Anwendungen des Mittels gemacht, von denen alle bis auf 9 zur größten Zufriedenheit ausfielen, während die weniger erfolgreichen Fälle alle umünstige äußere Umstände zu beziehen waren. Auch bei Kindern konnte das Nirvanin ohne jede Gefahr benutzt werden. Es wäre besonders zu wünschen, daß durch diese Mittel die Karlose aus der Zahnheilkunde überhaupt verdrängt wird. —

Aus dem Pflanzenleben.

10. Ein an Kupfervergiftung gestorbener Baum wird von Professor Frankforter von der Universität des Staates Minnesota in den „Chemical News“ beschrieben. Das Pflanzen zuweilen einen Gehalt an Kupfer aufweisen, ist mehrfach nachgewiesen. Hier handelt es sich aber um eine durchaus eigenartige Erscheinung. Der fragliche Baum war eine stattliche Eiche, die in der Nähe von Minneapolis stand und erst vor kurzem eingegangen war. Nach dem Fällen des Stammes bemerkte man auf der Schnittfläche einen auffälligen Metallglanz. Die genauere Untersuchung ergab, daß dieser von metallischem Kupfer herrührte, das in Form feiner Plättchen von höchstens 1 1/2 Millimeter Durchmesser in das Holz eingelagert war. Da der Kupfergehalt auf die äußeren Jahresringe beschränkt war, so konnte der Baum erst seit den letzten Jahren das Metall in sich aufgenommen haben, und er war wahrscheinlich an demselben zu Grunde gegangen. Woher das Metall gekommen war, war nicht festzustellen, obgleich der Boden etwas Kupfer enthielt. Man hat daran gedacht, daß vielleicht die Kupfersalzlösungen, mit denen man so oft zur Abtötung von Pilzen Bäume und Sträucher besprengt, gelegentlich in der Weise von der Pflanze aufgenommen werden, daß reines metallisches Kupfer daraus ausgeschieden wird. —

Astronomisches.

— Ein neuer Komet. Eine Kometenbesuche meldet, daß der bekannte Astronom Swift einen Kometen entdeckt hat. Derselbe stand am Tage der Entdeckung, welcher zwar nicht angegeben, aber wahrscheinlich der 3. März ist, bei 56 Grad Rectascension und 29 Grad südlicher Declination. Eine zweite von der Lid-Sternwarte kommende genauere Angabe besagt, daß derselbe daselbst am 4. März um 7 Uhr Abends bei 57 Grad Rectascension und 27 Grad südlicher Declination beobachtet wurde. Der Komet wird als schwach, aber dem freien Auge sichtbar angegeben. Ob derselbe einen Schweif besitzt, ist nicht mitgeteilt. Der angegebenen Stellung entsprechend, steht der Komet Abends im Südwesten und wird von Tag zu Tag der Beobachtung zugänglicher. — (A. Fr. Pr.)

Technisches.

— Fernheizwerke in Amerika. Auf dem Gebiet der in den Vereinigten Staaten gebräuchlichen Dampfzentralen, die ganze Stadtbezirke mit Dampf für den Maschinenbetrieb und zu Heizzwecken versorgen, hat sich in neuerer Zeit unter dem Einflusse elektrischer Anlagen ein Fortschritt vollzogen, über welchen das „Zentralblatt der Bauverwaltung“ nach einem Berichte des der deutschen Botschaft in Washington zugetheilten Wasserbau-Inspectores noch Mittheilung macht. Schon vor etwa zwanzig Jahren begann man in Amerika, eine Anzahl Wohnhäuser von einem entfernt liegenden Kesselhause mit Kraft und Wärme zu versorgen. Der Wasserdampf sollte zum Betriebe von Arbeitsmaschinen und Feuerstrigen, der Abdampf zum Heizen, das Dampfwasser zum Kochen, Waschen und Schneeschmelzen dienen. Die technische Ausbildung solcher Anlagen ist dem Ingenieur Holly zu Lothrop (New-York) zu danken; er gab seinen Straßenleitungen in Abständen von 15 Meter Anschlußlasten und vereinfachte die Rohranlagen dadurch wesentlich, daß er auf die Rückleitung des Dampfwassers verzichtete. Es gelang ihm, die Uebelstände zu beseitigen, die durch den Einfluß der Ausdehnung der Dampfleitungsrohre hervorgerufen werden. Gerade dies war eine besondere Schwierigkeit, weil die Rohre gegen Wärme-Abgabe geschützt und in die Erde gebettet sind. Solche Anlagen wurden bereits Anfang der

achtziger Jahre in Lothrop und Detroit mit Erfolg ausgeführt, anderwärts versagten sie. Bessere Erfolge erzielte zwar später die New York Steam Company, aber die Schwierigkeit der Ermittlung des Wärmebedarfs für die Rentabilitätsberechnung ließ sich nicht beseitigen, weil die Dampfessel- und Hausbesitzer zur Abnahme von Dampf aus der Zentralstation nicht gezwungen werden konnten und deshalb die Dampfrohrlösungen unter Zugrundelegung des erhofften Wärmebedarfes verlegt werden mußten. Diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß für große Häuser mit einem großen Dampfbedarf dieser aus einer eigenen Kesselanlage billiger zu deden ist, als aus dem Fernheizwerk. Bei den neueren großen Geschäftshäusern und Gasöfen in New-York überzeugte man sich, daß eigene Kraftanlagen vortheilhafter werden, als der Anschluß an die Dampfzentrale. Der Abdampf der Maschinen zum Betriebe der Aufzüge und zur Lichtbereitung genügte zum Heizen der Gebäude. In vielen kleineren Städten ist deshalb nach dem System Holly mit den elektrischen Anlagen die Heizung der Häuser, sogar ganzer Stadtbezirke, mit gutem wirtschaftlichen Erfolg verbunden worden. In Springfield, Mass., z. B. werden durch den Abdampf der elektrischen Maschinen 80 000 Kubikmeter Raum an 60 Stellen geheizt. Erleichtert wird in Amerika die Anlage von Fernheizwerken dadurch, daß Dampfessel überall aufgestellt werden dürfen. Der größeren Sicherheit wegen werden fast ausschließlich Wasserrohr-Kessel verwendet. —

Humoristisches.

— Ein Zufriedener. Graf: „Es lebt sich doch ganz nett in unserer sogenannten schlechten Zeit, wenn man im Besitze aller bürgerlichen Rechte und adeligen Vorrechte ist.“ —
 — Aus Gewohnheit. A.: „Habe ich recht gehört, Herr Schreier, Sie wollen wieder heirathen?“
 Auktionator: „Ja, zum dritten und letzten Male!“ —
 — Stillsblüthe. Bald aber sollte Adolar ein Haar in der Suppe seines Liebesglückes finden. — (Reggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Leo Tolstoj wird in der russischen Wochenschrift „Niva“ einen neuen Roman „Die Auferstehung“ erscheinen lassen. Da bereits von Seiten vieler Verlags-Buchhandlungen Uebersetzungen desselben angelündigt wurden, so macht Wladimir Tschertkow im „Literarischen Echo“ darauf aufmerksam, daß die russische Ausgabe wegen der Zensur in wesentlich verkürzter Form mit bedeutenden Abänderungen gegenüber dem Originaltext erscheinen, der Roman aber gleichzeitig mit dieser auch in seiner vollen originalen Gestalt im Auslande herausgegeben werden soll. Das Recht der Uebersetzung ins Deutsche ist an Ilse Frappan und Wladim Tronin übertragen. —
 — Das Deutsche Theater bringt am 18. März, gleichzeitig mit dem Wiener Burgtheater, zwei Versstücke von Hugo von Hofmannsthal: „Der Abenteuerer“ und „Die Hochzeit der Sobelde“ zum ersten Male zur Aufführung. —
 — In London fand der Schriftsteller Dr. Boyd seinen Tod, indem er urthümlich Karbolsäure statt eines Schlafmittels nahm. —
 — Weingartner's Oper „Genesius“ hat im Hoftheater zu Weimar einen großen Erfolg erzielt. —
 — Außer Siegfried Wagner's „Bärenhäuter“ wird die Wiener Hofoper in dieser Spielzeit noch eine neue Oper zur Aufführung bringen: Tschaikowsky's „Solanthe“. —
 — Giuseppe Verdi schreibt eine neue Oper „Romeo und Julia“. Das Textbuch liefert ihm Arrigo Boito. —
 — In der Ausstellung, welche die Münchener Sezession gegenwärtig in Stuttgart veranstaltet, wurde Friz v. Uhde's Bild „Das heilige Abendmahl“ für 25 000 M. für die dortige Staatsgalerie angekauft. —
 — Der historisch-antiquarische Verein von Innerhoden kauft alte Appenzeller-Trachten auf, die sonst außer Landes lämen. Zu diesem Zwecke wurden letztes Jahr 600 Fr. verausgabt. —
 — Eine werthvolle Schmetterlings-Sammlung, die 25 000 Exemplare aus ganz Europa und Ostibirien enthält, ist dem Naturhistorischen Museum in Hamburg zum Geschenk gemacht worden. —
 — Die Zahl der in Süd-Brasilien lebenden Deutschen wird auf 347 000 Köpfe, etwa den vierten Theil der gesammten Bevölkerung, geschätzt. In ganz Brasilien leben etwa 450 000 Deutsche. —